

Inhalt

Seite	
1. Vorwort	3
2. Kinder sind auch da (Kindheit und Jugend)	6
3. Die Flucht, Berlin.....	9
4. Osthofen.....	14
5. St. Sebastian.....	16
6. Koblenz.....	19
7. Ludwigshafen.....	29
8. Politik — ohne Polemik.....	32
9. Meine Eltern	34
10. Leistungsturnen ist lustig — Dunja als Turnerin	36
11. Ein Heiratsantrag ohne Wirkung	43
12. Meine Freunde im Birollkamp.....	46

(Fortsetzung folgt)

Helzels heimelige Heftelektüre

Band 1

Dunja

und das Feuerwerkzeug

oder:

Wie ich ein Maler wurde.

von

Gerhard Helzel

cand. phil., Dipl.-Ing.(TH)

3. Auflage

Hamburg

MMIX



Edition Romana Hamburg

Gesetzt in der Textschrift der Karl-May-Fehsenfeld-Ausgaben
(Hoffmannsche Buchdruckerei Stuttgart).
Die 2. Auflage war nur eine überarbeitete 2. Auflage.
Die 3. Auflage wurde inhaltsmäßig sehr vermehrt, u. a. mit den
Abschnitten über Koblenz.

© Dipl.-Ing. Gerhard Helzel

bahn und die Walddörfer-Straßenbahn eintreten. Dabei habe ich mich bemüht, diese wieder zu errichten. Meine Aquarelle waren aber nicht sehr teuer, so daß ich damit kein Geld verdiente. Nur mit den Ölgemälden gibt's Geld!

Vor allen Dingen will ich machen, was mir der liebe Gott zugedacht hat. Er will, daß Klein-Dunja, die so tolle Turnerin, auch einmal gemalt wird. So kann ich an der Stelle, wo ich immer sitze, ihr gesamtes trautes Turner-Frauen-Potential errechnen, wenn es der allmächtige Herrgott will.

Falls es Schmerzen gibt, will ich in Dunjas Nähe sein; so suchte ich meinen Zahnarzt in Duvenstedt.

Die Besucher, Zuschauer, Bewohner:

Man grüßt manchmal, lacht, haßt, gähnt, freut sich, ist sehr jovial und möchte gern, daß ich eine Frau bekomme. Als erster war ein Herr, der wie ich aus Thüringen ist, auch ein Ingenieur, aber weit in den Jahren fortgeschritten, eine Stütze. Er sagte: Ich habe eine viel jüngere Frau.

Er redete viel und sprach: „Ich will nicht stören, aber ich rate, vorsichtig zu sein. Die Leute sind nicht immer so positiv.“

Anderer, die ich hier weglassen, mögen sich etwas vertrösten. Viel habe ich zu sagen über den Pivolkamp, aber nicht ohne die süße Dunja. Meine Geduld? Sie ist größer als bei anderen...

Ich verpulvere zwar Geld, aber die größte mir bekannte Klassik-Ölgemälde-Ausstellung ist mir nun geschenkt worden. So hatte ich das Glück, etwas zu erlangen, von dem andere gewiß nur träumen können.

Fortsetzung folgt!

vom Leben? Du wirst jeden Tag alleine arbeiten, verlierst Geld und bleibst Junggeselle.“ So war ich traurig... Nach ein, zwei Jahren aber berichtete die „Mfster-tal-Zeitung“ auf ihrer Titelseite in Vierfarbdruck über meine Gemälde. Ich war erschüttert: Es war doch gelungen!

Meine Eltern hätten das nie geglaubt, nun muß ich aber sagen, die Eltern anderer? Vielleicht auch nicht. —

Schwere Östern waren es aber doch, denn es gab keinerlei Östereier.

„Muß ich etwa noch Schneider werden?“ dachte ich, denn dann könnte ich neue Kleider für Dunja entwerfen. Ich kann mir denken, daß ich nicht mehr darf, als meine neue Nähmaschine, die ich mir gekauft habe, ab und zu anzugucken, da Dunja es nicht mochte, im Pirolkamp zu bleiben. Sie ging nach Berlin.

Ich weiß noch, daß Dunja sagte, „ich komm' schon mal zurück.“ Wann, das war nicht bekannt, und ich muß es ja auch nicht wissen.

12. Meine Freunde im Pirolkamp

Hurra! Ich bin ein Pirolkamp-Maler, und man merkt es mir an! Karl Mast hätte das auch gekonnt, sagte ich mir, aber nur in der Phantasie. Ich wollte nur mal sehen, ob Klein-Dunja, die Super-Frau, mir auch noch ein Wort sagen würde, und setzte mich in der Nähe ihres Hauses hin. Ich malte einige Aquarelle und Pastelle, die den Pirolkamp zeigen. Das war aber nur ein Vorspiel.

Ich möchte zwei Vereinen helfen, die für die Straßen-

1. Vorwort

Liebe Freunde! Dunja die kennen Sie fast! Sie ist — beinahe die Schülerin aus dem Roman „Die Feuerzangenbowle“, die den Helden heiratet. Aber was hat sie mit mir zu tun? Und wie komme ich als junger Ingenieur dazu, Maler zu werden? Wie kann man das nur durchhalten? Einfach Maler werden? Kann man da Geld verdienen, kann man Steuern sparen, macht man ein Vermögen? „Locker vom Hocker“: Ich wollte einen bekannten Roman, die „Feuerzangenbowle“, nachprüfen, um zu sehen, was in Wirklichkeit passiert, wenn ein Mann nach Abschluß seines Studiums (ich habe Elektrotechnik studiert) noch einmal in eine Schule hineinwill, um eine Frau zu suchen; ich fand keine, aber mein Schwarm Dunja, die schönste Schülerin dieser Schule, ließ mich so erröten, daß ich Feuer fing und sie nun immer malen wollte! Daher also der neue Beruf.

Ich bin nicht ganz ungebildet, habe Abitur, dann die Technische Universität Karlsruhe, Deutschlands älteste Technische Hochschule, dann... Es reicht, es geht mir nie um solche bloße Schulbildung, sondern um die Herzensbildung. Die ist nun heute in Hamburg oft verschüttet. Früher war das anders. So gesehen hatten meine Eltern recht, die mich warnten, nach Hamburg zu gehen. Mein Vater war einige Zeit Leiter des Vermessungsamtes Saalfeld (Saale), der eine Großvater war Stadtbaumeister einer Großstadt. Der andere Großvater war Kunstsziehler. Beide habe ich nie erleben dürfen... Aber für die klassische Kunst hatte ich immer ein Auge. Dabei muß ich

mich entschuldigen, daß ich von Geburt ein leicht böser „Necker“ bin, d. h. ein Böß-necker, also aus der Stadt Bößneck (Thüringen). Ich nenne mich zum Spaß „Kasperle David Friedrich“, obwohl Friedrich keine Frauenbildnisse hinterließ. Weil es so scheint, daß ein Thüringer Hamburg nur dann genießen darf, wenn die Eltern der Geliebten auch ein gewisses Maß an Freundlichkeit haben, necke ich sie nun auch, absichtlich aber nicht. Ich weiß nämlich, daß ich kein Schmied bin, doch der Vater der jungen Dame, die sich nun nicht ärgert, wenn ich ihn necke, ist etwas ähnliches, und er würde sagen, ich sei so etwas wie ein Werkzeug, das er schmieden oder wegwerfen könnte. Nun sah er mich nicht als „Glanz seiner Hütte“, als Glücksbringer, sondern als dummes und überdies sehr heißes Eisen an, was er nicht anfassen wollte. Daher warf er mich aus seinem Haus im Pirolkamp, so, wie wenn man einen Kasper hinauswirft! Von da ab schmiedete mich Dunjas Vater, indem er nun nichts mehr tat. In großer Bestürzung, weil ich so ganz enttäuscht war, wurde ich nun Maler. So mußte ich nichtmal von der Stelle weichen. Und so kann ich z. B. vor Dunjas Haus sitzen. Nun darf ich zu aber zu meiner großen Freude noch anfügen, daß ich für Hamburg inzwischen so viele Gemälde geschaffen habe, daß ich viel mehr über manche Stellen weiß als viele alte eingeseffene Hamburger! Nur zum Wohle der Hamburger möchte ich meine große — wohl die größte Hamburger altmodisch gemalte Ausstellung — geschaffen haben. Wer würde denken, daß es sich heute noch lohnt, Klassik zu schaffen? Goethe sagt: „Nur die Klassik ist gesund...“ Vielleicht erwartet man nun, daß sich bei meinen Malkünsten schnell Weltgeltung einstellen müßte, wenn man mich grüßen soll... Soviel

hatte, der sehr viel Geld versprach, habe ich nicht getan, was der liebe Gott wollte. Er will, daß wir uns nicht durch Geld Werte schaffen, sondern durch Arbeit, die wir für andere Menschen tun.

Aber auch die Menschen möchte unser Herrgott prüfen. Klein-Katrin, die mit 14 Jahren mit mir Bekanntschaft schließen wollte, hatte ich einst etwas weggelassen; trotzdem sie so ganz jugendlich, reizend und freundlich war. Sie hat diese Prüfung sehr gut bestanden! Aber Dunja, die höchstens drei Jahre jünger war, dachte nun nicht daran, sich an mich zu wenden. Ich verstand: Dunja war nicht so einfach zu haben, nein, ich mußte mich völlig ändern. Auch wenn ich sie dabei nicht bekam, es war kein anderer Weg mehr offen. Ich durfte mich nicht mehr auf meine Ausbildung stützen, auf mein vorheriges Leben, auf die Ratschläge anderer, sondern mußte mich endlich auf mich selbst besinnen!

Und da ich ja immer schon Maler hatte werden wollen, nahm ich mir die Freiheit, die ich schon gern als Kind gehabt hätte, kaufte mir erstmal einen großen Kasten mit Pastellmalkreide, und dann war es soweit: ich habe nie mehr meine Eltern als Lehrmeister angesehen; aber auch die Eltern Dunjas nicht. —

Das erstmal in der freien Natur zu malen, das hatte ich mir nie träumen lassen. Ich saß am Anfang einige Tage am Anfang des „Pirolkamps“. Weiter habe ich dann bei einem Reitstall in Duvenstedt oder an anderen Straßen gemalt und gezeichnet. Ich mußte erstmal üben, weil ich noch nicht nach der Natur flüssig zeichnen konnte. Langsam ging's voran.

Das war ein furchtbarer Kampf mit dem Gewissen.

Ich weiß noch, wie ich dachte: „Was hast du denn jetzt

Die Mutter der erwählten jungen Frau drohte ihrer Tochter: „Wenn du den heiratest, dann darfst du nie wieder den Fuß über meine Schwelle setzen“. Es war aber so, daß die junge Dame sich nicht im geringsten hereinreden ließ. Erst als die Hochzeit wirklich so weit war, da haben sich die Eltern mit dem Bräutigam vertragen.

Es mag also hier mehr ein gewisser Teufel seine Hand im Spiel gehabt haben, als es darum gegangen wäre, Dunjas Eltern ein wenig zu gewinnen. Dieser Teufel war sehr stark. Er mag sich denken, daß ich ihn hasse. Aber der liebe Gott ist noch viel größer und sagte: „Male.“ Ich werde nie vergessen, wie ich im schönsten schwarzen Anzug zu Dunjas Eltern kam, und sie fragten, was ich von ihr wolle. Das mußte ich also wirklich noch erklären, daß ich die kleine Turnerin auf ehrbare Weise heiraten wollte, so daß ich mich sehr ärgerte, weil andere, zum Beispiel deren gleichaltrige Freunde, keinen Antrag bei den Eltern machen mußten. Die durften ganz einfach flirten. Ein Schmerz, der sich aber nun noch steigerte, als der Vater mich nun ganz einfach hinauswarf!

Dunja war aufgeregt mit den kleinen Hunden weggegangen. Sie wurde gar nicht mehr gefragt!

Was hatte ich nur falsch gemacht? Wer weiß, was Dunja gesagt hätte, wenn sie mich richtig kennengelernt hätte! So habe ich mir nicht mehr Gedanken gemacht, was ich nun machen könnte, sondern war besonders begierig auf neue Werte! Was nun im einzelnen passierte, ist leicht gesagt: Ich beschloß, mein Leben so vollständig zu ändern, daß auch der liebe Gott sich freuen konnte.

Er möchte, daß wir viel arbeiten, wenig Liebe haben, und nicht etwa den großen Fehler begehen, das Geld als höchstes Gut anzusehen. Da ich einen Beruf gewählt

müßte ich können? Das haben wir aber noch nicht vor. Nicht so schnell; ich versuche mich doch aber wenigstens anzustrengen!

Dunja, die Schöne, redet zur Zeit mit ihrem Liebingsmaler noch kein Wörtchen.

Wie es dazu kam, wieso er seinen Beruf, die Elektrotechnik — ein Zukunftsberuf ohne Gleichen—, aufgab, werden wir hier im einzelnen spannend, etwas ulkig und lustig darlegen, um zu zeigen, wie ein frei erfundener Roman, die „Feuerzangenbowle“, dann aussieht, wenn jemand den Mut besitzt, den Roman in die Tat umzusetzen und in der Wirklichkeit ausprobiert!

Hamburg, im August 1995

Vorwort zur 3. Auflage

Indem ich die dritte Auflage herausgebe, bedenke ich besonders die Zeit in Koblenz, die ich in der 1. und 2. Auflage zu kurz abgehandelt hatte. Sie wird hier sehr breit, manchmal vielleicht etwas zu breit, dargestellt. Doch hoffe ich, daß meine Leser die Lektüre über die Zeit in Koblenz, wo ich damals den Westen das erstmal kennenlernte, nicht missen möchten. Erstmals ist das Heft auch in einer von mir neu erstellten „Open-Type“-Schrift gesetzt, was den Vorteil bietet, daß die Internet-Suchmaschinen den Text wie gewöhnliche Antiqua-Schrift erkennen. Ich habe das Heft auch wieder wie die 2. Auflage ins Netz gestellt, habe mir große Mühe gegeben und hoffe auf begeisterte Leser.

Hamburg, im März 2009, Dipl.-Ing. Gerhard Helzel

2. Kinder sind auch da (Kindheit und Jugend)

Meine Kinderstube „klingt“ besonders lachhaft, weil ich ein Bößnecker bin, der also sehr lustig sein soll. Auch denkt man, daß mich die Leute deswegen necken müssen, was noch gut stimmen könnte, was die Kindheit betrifft. Ich komme mir dabei aber nicht so lustig vor, wie wenn ein Hamburger in der Fremde erzählt, er sei aus St. Pauli. Dann wird nämlich wacker gefoppt. Dann noch etwas: Meine kleine, 17 000 Einwohner zählende Stadt, die sehr romantisch wirkt, ist froh, wenn andere den Dialekt nicht bei ihrem Namen hören: die Dialekt-Form ist nämlich „Biesnig“, was sich noch spaßiger anhört... Meine kleine Angewohnheit, nicht immer die dümmsten Witze am Anfang zu erzählen, mag man noch dulden, wenn man weiß, daß man in Hamburg auch nicht gern schreibt, wie ein Kind sich ärgert, wenn es auf die Welt kommt. Es schreit! Nur, daß ich sehr viel mehr geschrien habe, als mancher leise Säugling, weil ich nämlich gerne da in der Nähe des Thüringer Waldes geblieben wäre, was leider nicht gelungen ist. Dies, weil viele kleine, niedliche Säuglinge im allgemeinen schreien. Die schreien aber, weil sie nichts besseres zu tun haben. Ich aber schrie, weil ich Angst hatte, man würde mir die Heimat in Thüringen nehmen.

Die Eltern traten die Flucht an, nachdem die Großmutter, die Gattin des Stadtbaumeisters, verstorben war. Sie war mit den Jahren so alt geworden, daß ich als Kind wenig für ihre Freundinnen, die Bewohnerinnen des Altersheims, übrig hatte. Lustigerweise hat man

dachte. Wir wollen hier nicht über diejenigen Dinge reden, die wir nicht wissen. Das aber ist Schuld der Turnlehrerin, die nicht sprach!

Jeden Tag ein schönes Sportgerät besichtigen, das wäre schön gewesen; Dunja dabei auffordern, es zu benutzen; Dunjas Späße vor meinen Augen mit viel Radschlagen, Musik und Tanz, das war vorbei.

11. Ein Heiratsantrag ohne Wirkung

Die Zeit war reif, daß ich Dunjas Familie kennenlernen wollte. Ich mag aber die Szenen nicht schildern, die es da gab. Dunjas Händchen zitterten wahrscheinlich: „Bati, was soll ich denn machen?“ — „Du mußt ihn nicht duzen, Dunja,“ mag der geantwortet haben. Ich war ja nicht gleichaltrig. Meine alte Bekannte Fleana, die Latein studiert hatte, hat sich mit 15 Jahren in einen jungen Deutschen verliebt und ihn geheiratet. Einen anderen, der älter war, nahm sie wegen des höheren Alters nicht. Nur, daß ihr Mann bald darauf bei einem schweren Unfall ums Leben kam. So konnte Dunja nichts machen, weil man ihr riet, mir wegen des Alters nicht mehr „Du“ zu sagen. Sie schluckte das und machte auf einmal keine Miene mehr, mir zu raten, wie ich ihre Eltern für mich gewinnen könnte. Dies war in dem Alter, in dem sie war, auch noch schwerer, als viele wissen. Ich weiß das von einem Bekannten: er, Fernfahrer, etwa 47 Jahre, wollte eine 24jährige junge Dame heiraten. Er war geschieden, hatte bereits erwachsene Kinder.

Dunja hat noch eine ein Jahr jüngere Schwester, die ich hier Katrin II nenne, weil sie sonst für eine andere gehalten werden könnte. Diesen Namen hatte nämlich eine Bekannte, die mich in Hamburg mit 14 Jahren kennenlernte und sagte, sie würde so gern mit mir befreundet sein. Meine kleine Dunja war aber nicht in der Lage, so wie die erste Katrin, mich ganz genau bei sich zu Hause kennenzulernen, denn ich habe damals Katrins I. Schwester Nachhilfeunterricht gegeben. Katrin II hat nämlich eine besondere, mir neue Haltung eingenommen. Statt zu grüßen oder etwas zu sagen, sah sie weg und spielte „tote Puppe“. Warum sagte sie nicht: „Happiger Schwachstrom-Ingenieur“ oder — sehr dumm — „langer Lustmolch“? Warum half sie mir nicht? Etwas hätte sie sagen müssen... Hatte sie keine Lust? Hatte man sie falsch informiert? Katrin II ist auch so sportlich wie Dunja, turnte mit ihr, und hatte einiges an sich, gab aber vor mir nie einen Murks von sich. Sie ist aber wohl etwas anders, doch wie? Ich weiß nur, daß sie einen Mann mit sehr dünnen Beinen mag, wie ich bemerkte. Und wenn ich sie beim Turnen gesehen hätte, hätte ich sie gelobt.

Meine Lieblingslehrerin wäre normalerweise Dunjas große Hilfe, ihre Turnlehrerin Frau W., gewesen. Sie erteilte jeden Sonnabend Unterricht im Leistungsturnen; Dunja und Katrin II waren dabei. Doch zusehen durfte ich nie. War es der Schmerz über den Tod ihres Mannes, der sich selbst den Tod gegeben hatte? Hat sie denn etwas von dem geahnt, daß wir beide uns in gleicher Gefahr befanden? Sie muß wohl gar nicht an mich gedacht haben, denn ich habe nie viel mit ihr reden können, sie hatte für mich kaum ein Wort zu der Zeit, wo ich so dringend darüber Auskunft gehabt hätte, was Dunja

mir aber erlaubt, wenigstens diese kennenzulernen; so konnte man als Kind erfahren, daß die Alten sich kennen. Ich konnte das nicht immer so, denn Jungen mochte ich wenig, sie zerstörten das kleine Zelt, was ich in unserem sehr romantischen Hausgarten aufgebaut hatte. Da ich aber auch keine Mädchen nach Hause einladen durfte, hatte ich keine Spielgefährten. Nun, die Eltern waren eben sehr sehr alt, ich noch ganz klein.

Meine lustige, sehr sportliche Dunja hat mir schon damals gefehlt, als ich noch ein kleiner Junge war. Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult. Wir waren aber nur damals mit Mädchen in einer Klasse.

Sie hätte mir damals auch schon gefallen, weil sie eine große Ausstrahlung hat. Ich weiß aber leider nicht, wie sie reagiert hätte, wenn wir etwa gleichaltrig gewesen wären. Sie hat damals ja noch nicht gelebt. Aber wer wie ich denkt, daß ein Mensch nicht nur nach seiner Geburt da ist, sondern wie Goethe annimmt schon vorher, der wird leicht begreifen, daß mir Dunja schon vertraut war, als ich noch ein Kleinkind war. Diese Vertrautheit hat nicht mathematisch genau zu tun mit der wahren Dunja, die ich nun kenne, aber sie war immer irgendwie anwesend, auch wenn ich mir dies heute mühsam aus dem Gedächtnis herausringen muß, weil mir einiges längst entfallen ist. Da war einst Dunja im Traum erschienen, als ich drei bis vier Jahre alt war. Sie kam aus einem Nachbarhaus, war etwa gleichaltrig, und sah traurig zu Boden. So habe ich es wirklich erlebt, als sie mir einst am Sportplatz die Hand gab, in Hamburg, als sie fünfzehn Jahre alt war. Die so schönen Augen blickten ganz traurig zu Boden...

Am Anfang war ich ein Kind, das keine Eltern hat.

So träumte ich einst, als ich noch drei bis fünf Jahre alt war. Warum? Weil Eltern ihren Kindern oft einiges erschweren, verderben, verbieten. Das bekannte Beispiel von Clara Wieck, der Frau Robert Schumanns, mag hier helfen, den sehr witzigen Traum zu verstehen. Wieck wollte die Heirat seiner Tochter mit Schumann mit allen Mitteln verhindern, damit die Tochter ihm allein gehören sollte. So war es auch bei mir, denn kleine Freunde konnte ich nie in die Wohnung lassen. Die strenge, aber sehr musikalische Mutter verbot das.

Die vielen klassischen Klavierstücke, die sie am Konzertflügel spielte, waren dagegen für mich ein großer Gewinn. Wer die Klangfülle eines Konzertflügels von klein auf mitbekommt, lernt mehr über Musik als die vielen Bibliothekbesucher. Die Eltern hatten viele Möbel von der Erbin der bekannten Pöppnecker Schokoladenfabrik Robert Berger zum Geschenk erhalten, weil diese in den Westen gehen mußte.

Meine Kindheit, die mir nicht schlecht in Erinnerung ist, wurde abrupt abgebrochen durch die Flucht in den Westen. Sie ist nie wieder so geworden wie in der so romantischen Kleinstadt, die ich sehr vermisse.

Ich hatte zwei Grundschulklassen besucht. Die letzte Schulfunde kann ich nicht vergessen. Ich hatte nämlich das erstemal mit einem Jungen eine Auseinandersetzung. Es war die Kunststunde. Er hat mich angefaßt, wollte mich hauen. Ich war unsicher, wußte nicht, was ich machen sollte. Da zog ich ihn fest an den Haaren. Weinend ließ er von mir ab. So hatte ich meinen ersten Kampf in der Klasse gewonnen!

Mann liebt, der nicht wie der Vater ist.

Und wenn ihr lustiger Vater meinen neuen Malstock, den man zum Anlegen der Hand braucht, gesehen hätte, dann hätte er sofort zu Dunja gesagt: „Hau ihn mal damit, Dunja, er weiß noch nicht, wozu das Ding gut ist.“ Aber Dunja hätte gelispelt: „Ich zähme Jungens auch ohne Stock.“

Unsere Eltern sind nun nicht wir selbst. Sie sind anders. Ich denke doch, ich weiß, warum klagende Geräusche aus dem Teich zu hören waren statt meiner entzückend nach Dunja rufender Stimme! Ein kleiner Quake-Frosch, nicht mehr ein kleiner Dipl.-Ingenieur, war nun drin. Die sehr clevere Dunja hätte sicher gar nichts dagegen gehabt, mich kennenzulernen, wenn die Eltern mich sehr oft eingeladen hätten. Sie dachten aber nicht daran. Nun mußte sie aber zu viel auf einmal wagen. Sie war noch recht jung und hatte keine große Ahnung, was sie hätte machen sollen.

So war ich geschockt, weil nämlich nun die Mutter nicht den für mich passenden Weg fand: es scheint so, daß meine Gemälde für sie nicht paßten oder daß einiges sie überforderte; auf jeden Fall hat sie nicht geholfen, und war ich außer Rand und Band! Mit größten Sorgen habe ich das Haus, das im übrigen für einen Maler ideal gewesen wäre, wieder verlassen.

Im Gartenteich kam es jetzt nicht mehr zu einem lustigen Spielchen, wobei ich dann nicht als Frosch, sondern als Prinz herausgekommen wäre. Dunjas küssen nämlich so, daß ein Maler sofort ein Prinz ist.

Im Garten Fangen zu spielen wäre für uns ein Hochgenuß gewesen, weil Dunja ausgesprochen Spaß hat an Bewegung.

gefragt hätte, ob ich sie kennenlernen wollte, und dann vielleicht lustig ein wenig zum Narren gehalten: z. B. auf einen hohen Baum mit vielen Ästen geklettert und dabei meine eigenen Kletterkunststücke auf die Probe gestellt. Oder sie hätte sich keck malen und zeichnen lassen wollen, ohne daß ich aber schnellstens ihren eigenwilligen Wünschen hätte nachkommen können, weil ich ganz so schnell nicht malen kann. Dunja war also nicht so dumm, daß sie mich etwa nicht hätte ablenken können von derben Späßen, weil ich mit ihr wohl sehr gut über verschiedene künstlerische Bereiche hätte reden können. Daß mich aber meine liebe kleine Dunja nicht wie ihre Klassenkameraden behandelte, war für mich neu. Sie hatte Angst, daß ich sie nicht gleichberechtigt behandeln würde. Sie hätte sonst die ganze theatralische Wirkung eines Dunja-Lebens herausgeholt und meine eine Wochenskarriere — bis auf ein Fliegengewicht — nicht gerade anstrebende magere Person mit einem recht witzigen, aufgeregten „Halte dich da raus“ in den kleinen Familienteich hineingezogen. Das hätte sehr gespritzt, ich hätte geweint und gelispelt: „Es ist sehr schön, Dunja!“ Aber die Turnerin hatte vielleicht Angst, daß man sie nicht loben würde, weil man Besuch dieser Art nicht naß macht; und zweitens hat sie vor Arnold Schwarzenegger Angst gehabt und dachte, ich hätte vielleicht auch solche „Muckis“.

Ein anderer Ton aber, wenn ihr Vater erfahren hätte, daß ich von diesem schönen Teich wieder herauskam. Er hätte wohl geseufzt: „Warum hast du ihn nicht gleich ersäuft, Dunja; so kommen nur bald Nachkommen, und ich habe dann keine Ruhe mehr!“ Er war nämlich nicht gerade begeistert von meiner Person. Väter sind oft nicht in der Lage zu erkennen, daß man als Tochter einen

3. Die Flucht, Berlin

Acht Jahre war ich, als wir flohen. Die Eltern behaupteten: Wir machen eine Rundreise und ziehen dann nach Gera. Trotzdem hörte ich aus den sehr aufgeregten Gesprächen, die sie möglichst ohne meine Anwesenheit führten, doch heraus, daß man fliehen wollte; man sagte mir aber, daß wir nach Gera ziehen würden. Von Mitbewohnern des Mietshauses, in dem wir wohnten, wußte ich, daß viele Leute in den Westen gingen. Stolz hatte ich sogar durch einfaches Anbringen einer Wurfantenne an unserem Rundfunkempfänger den Sender „MFS Berlin“ vor den Eltern ganz laut empfangen können, so daß diese Angst bekamen und sofort die Herabsetzung der Lautstärke verlangten. Ich ahnte aber nicht, daß ich nun Pöbneck, meine Heimatstadt, sehr lange nicht sehen würde!

Um die Spuren zu verwischen, tarnten meine Eltern die Flucht als Rundreise. Zunächst ging es nach Weimar. Dort übernachteten wir in einem stuckverzierten Hotel. Da gehörte zu unserem Zimmer eine richtige gefachelte Badewanne mit einem ganz breiten Wasserhahn. Wir versuchten, zu baden, aber leider war das Wasser nicht richtig warm, so daß ich nicht gern in die Wanne stieg.

Was mich sonst noch besonders beeindruckte, war der Oberleitungsbus, dessen Fahrleitung ich von unserem Zimmer im 1. Stock sehen konnte. Leider ist in Weimar heute kein D-Bus mehr vorhanden, und leider konnte ich damals damit auch nicht fahren.

Mutter wollte, daß Vater von ihr Aufnahmen

machen sollte. Vielleicht deswegen, weil meine Eltern beim Aufdecken der Flucht im Zuchthaus gelandet wären. Ich mußte in der Zeit das Zimmer verlassen. Vater fotografierte hier, wie damals üblich, in Schwarz-Weiß

Dann ging es zu anderen Städten, auch nach Eisenach. Dort durfte ich mit der alten Straßenbahn, die heute eingestellt ist, fahren. Wieder waren wir aber nicht auf der Wartburg, ich glaube deswegen, weil die Eltern zu sehr mit den Gedanken an die bevorstehende Flucht beschäftigt waren.

Dann ging es nach Potsdam und Berlin.

Berlin war ein Abenteuer. Die Straßen-, S- und U-Bahn, die schönen Gebäude, das faszinierte mich! Sehr romantisch war aber Potsdam, wo wir vor dem Überschreiten der Sektorengrenze in Berlin wohnten, mit der Parkanlage von Sans-Souci...

Dort schwelgte meine Mutter, als Tochter eines Stadtbaumeisters, in den architektonischen Kostbarkeiten, die uns mit ihren prachtvollen und oft vergoldeten Bauten in großes Erstaunen versetzten. Der Schwarz-Weiß-Film wurde aus Vaters kleiner „DK“-„Mittig“-Kamera genommen und ein Ost-Agfacolorfilm eingelegt. Vater mußte, auch auf Mutters Bitte, sehr viele Dias auf Agfacolor aufnehmen. Wir wohnten dort in einem gepflegten, stückverzierten Hotel.

Meine Eltern probierten zuerst ohne die Koffer, ob sie mit der S-Bahn in den Westen durchkommen würden. So stiegen wir einmal an einer im Westsektor gelegenen S-Bahn-Station aus. Ich entdeckte einen Kaugummi-Automaten und versuchte, für meine wenigen Ost-Groschen Kaugummi zu holen. Aber der Automat nahm die Ostgroschen nicht an, und da kam es mir plötzlich: Wir waren

damals das Lehrerzimmer aufgesucht, um zum Spaß mit Lateinlehrern lateinisch zu sprechen. Die boshafte Lehrerin tat alles, um mir die Hölle heiß zu machen. Einmal erklärte mir die Sekretärin der Schule: „Diese Dame ist etwas pervers. Sie hat sogar eine Aversion gegen Damenunterwäsche. Als ein Katalog von Damenunterwäsche von einem Kollegen gezeigt wurde, hat sie sich komisch geäußert.“

Mit der Schule wollte ich das daher nicht weiter versuchen. Sie war zu schwerfällig und ungesund, denn die Kinder werden nicht nach ihren eigenen Vorstellungen, sondern nach denen anderer erzogen — Zeuge bin ich selbst! Das erstmal, als ich Dunja zu Hause besuchte, war das noch ganz anders. Sie war so vergnügt, daß sie auf dem Boden ein Rad schlug. So ganz lustig war Dunja, daß man ihr Vergnügen über meinen Besuch ganz toll herauslesen konnte. Ich zeigte ein Gemälde, worauf ich die süße kleine Turnerin bereits gemalt hatte. Da konnte ich dann sehen, wie ihre noch junge Mutter reagierte. Sie sagte nichts, zeigte mir aber vieles vom Haus und vom sehr romantischen Garten.

Dort befindet sich ein besonders schöner kleiner Teich mit Seerosen, den man sich gar nicht oft genug anblicken kann. So schön war er, daß ich große Sehnsucht nach der Turnerin bekam. Ich hätte hier gern gefessen. Aber viele Leute verstehen mich immer dann falsch, wenn ich eine Frau haben möchte. Dann bin ich nämlich immer bei der falschen Familie. Nicht die Kinder, sondern die Eltern sind im Wege. Sie raten einfach ihrer Tochter nicht so, wie ich es mir dachte.

Eine Super-Gaudi wäre es für uns, Dunja und mich, gewesen, wenn sie nun — vielleicht noch unsicher —

ein junger Mann dabei noch ruhig schlafen, wenn die Mädchen noch weiter springen als er? „Wie kann ein Mädchen von 15 Jahren so infernalisch weit springen“, dachte ich und war ganz verwirrt. Dunja sah aber auch so toll aus, daß ich auf der Stelle einen Heiratsantrag gemacht hätte, wenn sie nicht sehr früh dran gewesen wäre...

Nach den Sommerferien, nachdem die Schule wieder begonnen hatte, betrat ich das Gebäude, suchte das Mädchen, und fand sie. Dann: „Was, du hast 5,36 m im Weitsprung geschafft?“ Das so süße Mädchen war nun erst mal sehr erfreut, daß ich mir den Wert so genau gemerkt hatte. Sie bestätigte ihn, und nachdem ich sie nach ihrem Namen gefragt hatte, war ich ganz erfreut, daß sie ihn sofort stolz und froh sagte. Dunjas Augen fragten: „Darf ich den noch duzen?“ Dann hat sie ihren Eltern den „Krieg“ erklärt: Dunja — duzte mich!

Dunja hätte aber ganz anders reagieren können: böse wegblicken und nicht auf mich reagieren, was junge Mädchen dann tun, wenn sie mit einem Verehrer nichts zu tun haben wollen. Aber sie ließ sich die Gefühle nicht verwehren. So, sie gab mir auch ihre Telephonnummer.

Beim Turnen hätte ich sie sehr gern gesehen. Nun kam aber eine schlimme, böse Streitigkeit mit einer Lehrerin des gleichen Gymnasiums dazu, so daß der Schulleiter mir den Zugang zur Schule erstmal einschränkte, zumal der Lehrauftrag längst abgelaufen war. Ich durfte nicht mehr so ohne weiteres mit Dunja reden.

Die psychisch gestörte Lehrerin versuchte alles, um mich vom Gymnasium wegzubekommen. Sie muß den Schulleiter für sich eingenommen haben, so daß dieser mir nun den Zugang zum Lehrerzimmer untersagte. Ich hatte

im Westen. Ein Vertrauensbruch...

Dann gingen meine Eltern aufs Ganze: Wir nahmen die Koffer mit! Die Mutter hatte auf einmal, als wir mit der Berliner S-Bahn über die Sektorengrenze nach West-Berlin fuhren, mitten im Hochsommer ihren Wintermantel mit einem wertvollen Netz an; sonst hätte sie ihn zurücklassen müssen. Der russische Offizier, der uns kontrollierte, muß anständig gewesen sein, er ließ uns in Ruhe.

Wir fuhren zum Westen Berlins nach Marienfelde, wo wir ausstiegen. Nach einem Fußmarsch von vielleicht 12 Minuten auf die Marienfelder Allee, auf der damals noch ein Obus fuhr, kamen wir zu dem Eingang des Flüchtlings-Notaufnahmelagers, wo wir Aufnahme fanden. In einem der Mietshäuser, die in dem Lager zur Unterbringung der Flüchtlinge dienten, wurden wir mit anderen Flüchtlingen zusammen in einer Wohnung untergebracht. Die Häuser sollten nach der damals noch eher erhofften Wiedervereinigung als normale Mietshäuser weiterverwendet werden. Daß diese erst viel später stattfinden würde, hatte man damals nicht gedacht.

Dort fand ich zur Not einiges romantisch, wollte in Berlin bleiben. Was besonders neu und aufregend war: Ich konnte Eis am Stiel kaufen! Das hatte es in Pößneck nicht gegeben. Der leicht prickelnde Geschmack war herrlich. Es gab zwei verschiedene Qualitäten, das billigere war ohne Schokoladenüberzug, das teurere mit. Ich glaube, die Preise waren 10 und 20 Pfennig. Angst hatte ich am Anfang, wenn ich kleiner Kerl mich am Kiosk anstellen mußte, weil ich von dem Verkäufer oft nicht gesehen wurde, so daß manchmal der hinter mir stehende Erwachsene versehentlich vor mir drankam. Mittags aßen

wir in einer großen Kantine. Abends bekamen wir zum Abendbrot einen Malzkaffee in Aluminiumkannen auf einem Tablett.

Einmal war ich so mutig, den Rand des Lagers zu inspizieren. Dort befand sich ein Maschendrahtzaun, den man nicht übersteigen durfte. Aber die Straßen draußen waren nicht eigentlich von den unsrigen getrennt, und außen sah man auch die gleichen, häßlichen Nachkriegs-Mietskasernen. Besonders auffallend für mich, der ich gepflasterte Straßen gewohnt war, waren die betonierten Straßen, welche es hier gab.

Auf der Marientaler Allee fuhr damals ein Oberleitungsbus, den ich zu gern einmal bestiegen hatte. Doch es kam nie dazu, und ich war noch zu klein, um selbständiger zu reagieren und es alleine zu versuchen. Auch hatte ich ja kein Geld, und meine Eltern zeigten an der Technik gar kein Interesse.

Mein erstes „Liebes-Erlebnis“, als Achtjähriger, hatte ich da: Ein etwa 15jähriges Bärchen flirtete. Der Junge hob das sehr lustig auflachende Mädchen nach einigen Annäherungsversuchen auf, setzte es dann auf eine geöffnete Mülltonne, um seine Macht zu demonstrieren. Statt daß sie sich ärgerte, freute sie sich, und ich erkannte, daß zum Liebespiel der Angriff und das Sträuben dazugehört. Ich war damals wie gesagt erst 8, aber schon ganz neidisch.

In nördlicher Richtung vom Lager war in der Nähe ein mit Schranken versehener S-Bahn-Übergang. Dorthin unternahmen wir einen Spaziergang, an einem Kaisers-Kaffee-Geschäft vorbei, das sich mir für immer einprägte. Überquerten wir ihn, und dann waren wir auf einmal auf sandigen Wegen inmitten gelber Kornfelder. Schade,

sie gewollt werden. Die Anforderungen, der Streß, die starke Abhängigkeit von der Mathematik, das reizt nicht viele, am wenigsten die Frauen.

Mit der kleinen Dunja mag es nun weitergehen. Sie war gerade 15, als ich sie kennenlernte. Man verwehrte mir doch glatt nach dem Erlangen meines Elektrotechnik-Diploms den Zugang zu einem Gymnasium, obwohl ich doch im Roman „Die Feuerzangenbowle“ gelesen hatte, daß das einfach sein sollte. Natürlich konnte ich es aber dann doch, indem ich mich als Student für Latein (und anderes) immatrikulierte. Man muß also wissen, wie die Romane im wirklichen Leben ablaufen!

Das möchte ich nun hier vortragen, ohne daß ich etwas wie in der „Feuerzangenbowle“ erfinde:

Klein-Dunja, die schöne Turnerin, konnte nicht ahnen, daß sie so gesucht wurde. Zunächst hatte ich einen Lehrauftrag, der mir noch kein richtiges Mädchen für mich zeigte. Aber darauf kam ich an ein Gymnasium, das zu dem Zeitpunkt noch keine Oberstufe hatte. Es wurde eben erst aufgebaut. So waren die ältesten Schüler kaum 16 Jahre alt.

Nachdem mein Lehrauftrag abgelaufen war, wollte ich noch einmal, um meiner inneren Not zu gehorchen, ein Sportfest dieses Gymnasiums, es waren die Bundesjugendspiele, mitansetzen. Dunja war dabei, ich erlebte sie als sehr junge Spitzensportlerin. So romantisch hatte ich Sport nie erleben dürfen. Sie sprang nämlich so wunderbar weit, und sie war so schön! Voller Leidenschaft merkte ich mir das ganz genau, um später auch so süße, kleine Kinderchen zu bekommen, die sehr weit gesprungen wären, wenn sie meine Frau geworden wäre! Welche Aufregung! 5,36 m, so eine unglaubliche Leistung! Wie kann

mich glänzend verstanden. Mit den Eltern nicht, wenn es um die Berufe der Großväter ging! Beides hat mir Vater ausgerebet, den Beruf des Kunstmalers so regelrecht verboten! Nach der Bibel soll man die Eltern eventuell sogar hassen: „So jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter . . ., der kann nicht mein Jünger sein“ (Luc. 14. ff). Ich, liebe Leser, will erstmal also nicht zu Jesu kommen! Heutzutage nimmt man die Bibel meist wohl nicht mehr so wörtlich, sondern lenkt seine Gedanken meist auf sich selbst. Hat man sich das nicht schon vor der Geburt vorgenommen, daß ein Teufel allein, ohne die Hilfe der Eltern, erkämpft werden muß? So könnte man mit Goethe an einigen Stellen der sonst anders (Dezalog) formulierenden Bibel zweifeln. Nach obiger Bibelstelle soll der Jünger Jesu sich aber sogar selbst hassen. Das mag noch angehen, wenn ein Mensch einmal nicht tapfer genug gewesen ist, sich gegen die Eltern durchzusetzen. Später aber macht er das vielleicht wieder gut!

10. Leistungsturnen ist lustig! (Dunja als Turnerin)

Mit dem Abitur mußte ich wieder Abschied nehmen von der Hoffnung, die alte Schule ablegen zu können. Wieder konnte ich nicht frei wählen. Ich wäre gern bei einem Maler in die Lehre gegangen.

Meine Freunde in Hamburg, warum gibt es an einer Technischen Hochschule keine Damen? Es wird Sie reizen, das genauer zu erfahren: Mädchen sind oft anders, als

daß wir sie wieder verlassen mußten. Freilich, die bewaldeten Hügel meiner Hamat, das vermisse ich sehr. Aber auch, daß ich nun keine Spielgefährtinnen mehr hatte, das war im Unterbewußtsein eine Belastung, wodurch ich an einer Art seelischer Not litt, die ich damals allerdings nicht so richtig erklären konnte.

In südlicher Richtung gingen wir eines Abends an der Marientaler Allee zum Einkaufen in ein Zeitschriftengeschäft. Hier kauften mir die Eltern einen gelben Ball mit roten Punkten und ein Micky-Maus-Heft. Da mußte ich ein trauriges Omen erleben. Ich wollte den Ball ausprobieren. Auf der Marienfelder Allee ließ ich ihn fallen, er rollte auf die Straße und — am Randstein war ein großer Schlit, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; ausgerechnet dorthin rollte der Ball und verschwand auf NimmerWiedersehen! Wie gewonnen, so zerronnen! Dennoch glaube ich, daß dies bedeutet, daß ich noch einen Koffer in Berlin hatte!

Oh je, das Micky-Maus-Heft! Ich habe es gleichfalls nicht mehr gesehen, da ich über den Verlust des Balles betrübt gar nicht mehr daran dachte. Am gleichen Abend muß Vater dann eine Stelle im Rheinland gefunden haben, denn wir verließen daraufhin Berlin, ohne mehr von dort mitzunehmen.

4. Osthofen

In Berlin blieben wir leider nicht. Mit dem Flugzeug mußten wir die so schöne Stadt verlassen, weil es wegen der politischen Teilung Deutschlands anders nicht möglich war. Wir waren noch nie geflogen und daher sehr auf den Flug gespannt. Einige Zeit mußten wir uns dazu auf dem heute geschlossenen Flughafen Tempelhof aufhalten. Dabei sah ich noch, wie Straßenbahnen am Flughafen vorbeifuhren, auch eine Szene, die heute im Westteil der Stadt der Vergangenheit angehört. So mußten wir von Berlin Abschied nehmen.

Wir bestiegen eine Propellermaschine einer der Besatzungsmächte, denn die Deutschen durften hier nicht fliegen, und hoben ohne Probleme ab. Ich saß neben dem Vater, die Mutter mit der Schwester einige Sitze getrennt. Eine Bordkellnerin bot uns ein Stück Marmorkuchen an. Ich durfte zugreifen, auch Vater nahm eins. Als die Kellnerin zu den Frauen kam, winkten sie ab. Den Grund dafür hörte ich nach dem Flug. Sie hatten gedacht, wie ich später hörte, daß der Kuchen etwas koste. Natürlich aber war er im Flugzeug kostenlos.

Wir kamen in Frankfurt am Main an, und dann ging es mit der Eisenbahn weiter nach Osthofen bei Worms. Dort kamen wir wieder in ein Notaufnahmelaager. Wir erhielten eine Abteilung einer Wohnung in einem Neubau zugewiesen. Im Wohnzimmer war eine Durchreiche zu einem anderen Zimmer, wo andere Leute untergebracht waren. So mußten wir sehr auf Ruhe achten, um die anderen nicht zu stören.

Ein langweiliger Anblick vom 1. Stock auf Baustellen erwartete mich. Von dort sah man, wie eine junge Famili-

9. Meine Eltern

Viele junge Leute, die unseren kleinen Schmöcker lesen, interessieren sich nicht für die Eltern, die mich aufgezogen haben. Diese sind ja auch nur zum Teil am Leben beteiligt, die anderen Seiten werden nicht von den Eltern, sondern durch Fremde geformt.

Nur muß ich sagen, daß die Not der Nachkriegsjahre, die meine Eltern durchmachten, sie geformt hat.

Worte sind Schall und Rauch, sagt Goethe. Der Vater, Vermessungsingenieur, sagte oft: „Andere sind für mich kein Beispiel!“ Dann fragte er ohne Zögern seinen Freund, einen Herrn im Vermessungsamt: Hat der eine elektrische Eisenbahn? Ja, das hatte der, also durfte ich auch eine bekommen. Andernfalls... wage ich mir nicht auszu denken, ob ich Elektrotechnik studiert hätte. — Die Mutter war sehr musikalisch. Sie spielte oft noch konzertreif Klavier.

Meine ganz große Schwester, sie ist älter als ich, mußte als erste Klavier lernen. Weil sie aber nicht weiterkam, durfte ich erst sehr spät Klavierunterricht nehmen.

Mit den Eltern gab es selten ein böses Wort. Untereinander haben sie aber manchmal sehr gestritten. Meine Mutter, die sehr wenig sportlich begabt war, schleuderte höchstens mal einen Federball durch die Luft. Sie konnte aber zum Glück auch kochen, auch wenn sie von ihrer früheren Zeit gewohnt gewesen war, daß Dienstmoten die Küche und das Haus besorgten.

Mein Vater konnte zum Glück noch den Führerschein machen. Sein Schwiegervater, mein Großvater mütterlicherseits, hatte als erster in seiner Stadt ein Automobil! So fortschrittlich war der Großvater. Mit dem hätte ich

beliebig Geld drucken, nur um Geld zu besitzen. Vielmehr ist das ganze Land sehr schnell aufgeteilt. So müßte man heute Millionär sein, um in Duvenstedt so zu bauen, wie meine Eltern es früher gewohnt waren.

Die Politik bringt aber doch Frieden. Sie soll das wirklich, auch wenn die Vertriebenen dabei leer ausgehen. Wer wissen will, wie eine solche Villa aussieht, wie ich sie mit meiner Schwester zusammen geerbt hätte, mag eine Jugendstilvilla mit Turm irgendwo in Hamburg suchen. So könnte man sich am besten ein Bild machen, wie ich es als Maler etwa heute hätte, wenn der Staat die verlorenen Immobilien demjenigen, der sie durch den Krieg verloren hat, zurückgäbe.

Meine Ausbildung ist in vielen Punkten von der alten Schulbildung bestimmt. Sie ist nicht wissenschaftlich. Eine wissenschaftliche Schulaussprache der deutschen Sprache, die neuhochdeutsche Bühnenaussprache, ist uns nie beigebracht worden.

Dazu kommt, daß die Bundesrepublik Deutschland zwar die Verfassung kennt, die Leute kennen sie aber oft nicht. Dort heißt es, es gebe die Freiheit der Kunst. Sie scheint aber so frei, daß es kein Wunder ist, wenn man sie dabei nicht bemerkt. Man weiß, daß sich Picasso, der Maler, und Dali, der Maler, nicht sehr liebten. Man kann sogar sagen, daß sie sich haßten. So schlimm ist es bei Künstlern also heute! Wer normal liebt, wird oft verachtet; wer normal leben will, hat Pech. Wer aber heute noch normal malen möchte, wird nicht mehr zum Kunststudium zugelassen. Somit durfte ich gar nicht daran denken, wie mein anderer Großvater Kunstprofessor zu werden.

lie ihr neues Haus aufbaute. Gerade war eine niedrige Betonmauer um den Garten herum fertig geworden, da kam ein Lieferwagen und fuhr ein wenig rückwärts. Der Fahrer sah die Mauer nicht, es gab einen dumpfen Schlag, und sie war an dieser Stelle umgerissen.

Nachts hatte ich einen häßlichen Traum. Ich träumte, meine Schwester sei gestorben. Ich grämte mich und wünschte mir, der Traum würde nochmal angehen, aber anders ausgehen. Das scheint auch geglückt zu sein, aber ich kann mich an die Einzelheiten nicht mehr so genau erinnern. Später, als ich viel reifer war, wurde mir klar, was der Traum zu bedeuten hatte. Die ältere Schwester hatte sich in Thüringen noch mehr an mich gewandt und aktiv geholfen. Das war nun anders, sie schien apathisch und gab keine besondere Hilfe mehr.

Wir wurden wieder in einer Kantine beköstigt, und ich war überrascht über die herrlich frisch schmeckenden Kartoffeln, die ich, abgesehen von meinen in Bößneck selbst gezogenen Kartoffeln, so noch nicht gegessen hatte.

Abends machten wir einen Spaziergang. Ich wollte mich schon ärgern, weil die Gegend mir langweilig und öde vorkam. Nur Bappeln, keine Tannen, und kein Berg! Aber die Eltern sagten: „Hier fließt der Rhein in der Nähe. Vielleicht können wir ihn sehen.“ Wir gingen weiter, und endlich — zwischen hohen Bappeln war ein großer Fluß zu sehen. Da sah ich zum ersten Mal den „Water Rhein“. Ich war sehr gespannt auf den größten deutschen Fluß, aber konnte doch in der Dämmerung nicht viel Heroisches sehen und war daher etwas enttäuscht.

Nach einigen Tagen verließen wir Osthofen wieder.

5. St. Sebastian

Es ging weiter in das Dorf St. Sebastian bei Koblenz, zu einem Bauernhof. Wir wurden in dem Gehöft einquartiert. Es gab alles Mögliche, was zu einem Bauernhof gehört. Weniger langweilig war es nun, paßte mir mehr. Da konnte ich das erstmal ein großes Pferd bei der Feldarbeit anstaunen. Es hieß Flora, und meine Schwester meinte, das passe gar nicht zu einem Tier, da dies lateinisch für „Pflanzenreich“ sei. Wir begaben uns mit dem Pferd und einem Heuwagen etwas außerhalb des Dorfes zu einer Wiese, und der Knecht spannte es vor eine Mähmaschine und ließ es Heu mähen. Wenn ein Fremdkörper in die Schneideeinrichtung geriet, blieb das Pferd immer stehen, und der Knecht entfernte das Teil. Das Pferd hatte also gelernt, mit dem Ziehen aufzuhören, wenn es schwer ging.

Als wir ins Dorf zurückkehrten, lief ich, ein bißchen zu übermütig geworden, hinter dem Wagen her und faßte ihn an. Ich merkte die Schritte des Pferdes, aber ein wenig ziehen, wie ich es gern mit Dunja mache, traute ich mich nicht, aus Vorsicht, ja nicht das Pferd zu ärgern. Später habe ich jedoch gelernt, daß es meine Zugleistung ganz sicher gar nicht bemerkt hätte.

Es gab aber auch Hühner und Gänse, die ich bis dahin noch nicht als Haustiere erlebt hatte. Die Gänse taten mir leid, denn sie hätten dringend ein kleines Wasserbecken gebraucht. Sie wollten gerne baden, und weil sie das nicht konnten, stecken sie ihre Schnäbel ab und zu frustriert — in eine schmutzige Lufe, die sich aus dem hinten gelegenen Misthaufen gelöst hatte.

Sehr beeindruckt war ich von den niedlichen kleinen

Potential zum Studium der Elektrotechnik verschaffte, bin ich dann immer unter Männern gewesen. Mädchen gab es an der Technischen Universität Karlsruhe, wo ich studierte, leider in meinem Fach so gut wie keine.

Was davon sich für viele interessant anhört, ist, daß ich ins Fernsehen kam, durch elektronische Versuche, die ich hier nicht näher beschreibe.

In Karlsruhe fand ich einen Freund, einen alten Herrn, etwas über 80, einen Kammervirtuosen. Wir hatten die 3D-Photographie als gemeinsames Steckenpferd. Auch konnte er sehr schön malen. Er schenkte mir einmal seinen Malkasten, mit den Worten: „Sie sind der einzige, der würdig ist, ihn zu behalten.“ Er war gebürtiger Hamburger, mit dem alten Hamburger Namen Sienknecht, hat wohl oder übel recht mit der Annahme, daß ich seine Farben würdig verwenden wollte, und nach Beendigung meines Studiums der Elektrotechnik zog ich nach Hamburg, auch noch in die Nähe seines Geburtshauses am Brombeerweg, das leider inzwischen abgerissen ist.

8. Politik — ohne Polemik...

Meine Eltern, die inzwischen längst verstorben sind, haben manches nicht von der Politik erhalten, was sie gern gehabt hätten. Die Politik verband die Wiedergutmachung mit der Flossel, die Vertriebenen sollten irgendwie billig abgespeist werden. Daß der eine Großvater Millionär war, interessiert da nicht.

So kommt es, daß meine politischen Ansichten nicht denen gefallen, die durch die Kriegseignisse nicht gelitten haben. Sie sind nicht unzufrieden. Wir können aber nicht

Gymnasium gern haben würde, er schickte mich auf das mathematisch-naturwissenschaftliche neusprachliche Gymnasium. Das war auch mit eine Schuld des Schulleiters, denn er hatte keine Ahnung von Latein: die Abkürzung „h“ für „Stunde“ erklärte er uns so, daß dies Wort aus dem Französischen komme! Nur, wie so im Französischen das „h“ nicht ausgesprochen wurde, das erzählte er nicht. (Natürlich kommt „h“ von lateinisch „hora“ = Stunde.)

War etwa „Spaß mit Jungen“ (Homosexualität) unterfchwenglich an dieser Grundschule mit im Spiel? Man könnte das folgern, wenn man bedenkt, daß unser Schulleiter mich ungerecht beurteilte. Er hatte keine Lust, für mich etwas für den Besuch des altsprachlichen Gymnasiums bei den Eltern zu raten. Er mag mich erotisch abgelehnt haben, anders kann ich mir sein sehr rüdes und unpädagogisches Verhalten gegenüber mir gar nicht erklären. Auf jeden Fall hat er bewirkt, daß ich die von den Eltern gewählte Stadt Ludwigshafen nicht „annahm“!

Das nun folgende Gymnasium war für mich nun eine Hölle! Ich muß das so sagen, weil ich heute weiß, wie schön Schule sein kann. Die Sache ist so, daß gar nichts mir gefiel.

Es gab weder mein Lieblingsfach — was wird das wohl sein? Nichts so Hochgeistiges, wie etwa, was ich jetzt an der Hamburger Uni studiere, Latein und Griechisch, nur ganz gewöhnliches „Fangenspielen“. Ich möchte das erklären: Meine junge, kleine Dunja, die ja mit 15 Jahren 5,36 m im Weitsprung schaffte, sollte mich eigentlich da fangen. Sollte... Noch gab es ein Fach, von dem ich nun leben könnte, vom dem ich Geld herausbekäme!

Durch die dortige Ausbildung, die mir das geistige

Ragen, die ich besonders mochte. Wenn es in der Küche frisches Fleisch gab, dann stellten sie sich auf ihre Interbeine und bettelten mit einem kläglichen, herzerschütternden Miauen derart inständig, daß das Herz unserer Wirtsfrau sich erbarmte und sie mit einem mitleidvollen „Dhhh...“ etwas abgab. Gar nicht wegschauen konnte ich, wenn die possierlichen Jungtiere miteinander rauften. Sie verkeilten sich dabei so innig ineinander, daß man dachte, sie würden sich verletzen, doch war alles nur Spiel. Wenn es zu arg wurde, dann ließen sie plötzlich von einander ab und waren die besten Freunde.

Ein gewisses Abenteuer war eine steile Holzleiter zum Obergeschoß einer Scheune; wie spannend war es, dort hinaufklettern zu können! Darunter pflegten die Hennen ihre Eier abzulegen. Ich durfte sie für die Wirtsleute einsammeln. Da lernte ich, daß ich nicht alle Hennen vertreiben konnte, es kam nämlich vor, daß eine Henne mich drohend ansah, wenn ich ihr das frisch gelgte Ei wegnehmen wollte. Einmal, es war ein Pechtag, stolperte ich mit zwei Eiern in den Händen auf der Eingangstreppe zur Gaststube, und die Eier fielen mir auf den Boden und zerbrachen. Ich versuchte zwar, die Stelle aufzuwischen, aber es gelang mir nicht ganz. Ich durfte ab da nie wieder Eier einsammeln!

Auf einen ganz traurigen Anblick kam ich einmal, als ich im Hof, auf dem links der Stall und rechts das Wohnhaus angrenzte, ein bißchen in einen Nebeneingang hineingeriet. Dort war ein ganz dunkler, häßlicher Winkel. Als sich meine Augen angepaßt hatten, bemerkte ich ein großes Schwein, das dort im Halbdunklen gemästet wurde. Eines Tages kam ein Britschewagen, und das Tier wurde abgeholt. Es wollte aber seine traurige

Behauptung gar nicht verlassen und gab ein durchdringendes Quietschen von sich, das mir durch Mark und Bein ging. Ich bemerkte, wie die Menschen mit Tieren umgingen, war nicht gerade schön.

Oft war ich im links vom Eingang liegenden Kuhstall. Da waren Schwalbennester, die ständig von den Altvögeln besucht wurden. Der Knecht fand einmal die Zeit, in ein Nest zu greifen. Er holte ein winzig kleines, niedliches Vogelkükchen heraus, zeigte es uns und streichelte es zärtlich; andere durften es nicht anfassen, und dann setzte er es behutsam wieder ins Nest.

Die erste Dorfschule, gleichzeitig die erste Schule im Westen, war sehr beneidenswert, weil ich so gut wie nichts dazulernen mußte. Auch gab es noch kleine Mädchen. Dumm, daß die Lehrerin grammatikalisch falsch mit „die Fräulein“ statt „das Fräulein“ angesprochen werden mußte, und daß sie die Mädchen mit dem Rohrstock auf die ausgestreckte Hand haute... Zu mir war sie sehr freundlich. Noch eins: Die Religionsstunde: da hatte ich vor der Schule zu stehen, weil wir in einer katholischen Gegend waren, und evangelischer Unterricht somit nicht erteilt wurde. Der erste Frust kam auf!

Wir nahmen die Mahlzeiten zusammen mit der Bauernfamilie ein. Am Abend wurde dann der Fernsehapparat eingeschaltet, ein Schwarz-Weiß-Gerät mit kleinem, abgerundetem Bildschirm, aber es war immerhin das erste Mal, daß ich fernsehen durfte. Der Knecht hieß Karl-Heinz, und ich dachte, ein solcher Name würde zu einem sehr einfachen Menschen passen, ohne daß ich das aber beweisen konnte. Wenn junge Leute in die Wohnstube kamen, grüßten sie mit „hei!“, und ich wunderte mich, ob das deutsch oder englisch war.

beide gemeinsam, jedoch nach Geschlechtern durch den weißen Strich getrennt.

Der Schulleiter war für mich eine Person, die mich quälte. Er schlug; auch mit dem Rohrstock. Mir mißtraute er, gab mir einmal eine Ohrfeige, weil ich einen Kleck beim Schönschreiben gemacht hatte. Das habe ich nie verziehen, weil ich weiß, daß es nichts nützte! Jeder macht nämlich einmal einen Fehler. Das härteste, was ich aber damals durch den Schulleiter erfuhr: Einmal sollte ich während des Unterrichts für ihn einen Botengang innerhalb der Schule durchführen. Da ich die Schule noch gar nicht richtig kannte, fragte ich: „Wie muß ich gehen?“ Daraufhin hat dieser sehr jähzornige Lehrer doch mit einem Wutanfall reagiert. Nie wieder vertraute ich darauf Lehrern... Der sehr eigenartige, äußerst kalte Schulleiter muß eigentlich auch deshalb erwähnt werden, weil ich durch ihn Ahnungen bekam, daß eine höhere Macht waltet und der Zufall nichts bedeutet: Als ich nämlich die Schule längst verlassen hatte, wollte ich den alten Lehrer aus respektvoller Pflichterfüllung bei Begegnungen noch grüßen (das hatte man uns Kindern empfohlen), bemerkte ihn aber immer nicht, wenn ich ihm auf der Straße, in Begleitung meines Vaters, begegnete. Einmal bemerkte der Vater: „Warum grüßt du deinen alten Lehrer denn nicht?“ Ich wunderte mich, daß der Vater so einfach mit einem Lehrer reden konnte, der mich nicht gemocht hatte, und antwortete sehr traurig: „Aber ich habe ihn gar nicht gesehen.“ Das passierte so oft, daß ich ganz geschockt war, denn ich wollte ja nicht so unhöflich sein, aus Furcht vor dem nun mehr eigentlich nicht mehr gefährlichen Lehrer.

Der Vater fragte nun nicht, welche Fächer ich auf dem

süßes Lächeln, wie ich es noch nie gesehen hatte, und ich war von ihr sehr angetan. Das war das Letztemal, daß ich ein Mädchen in der Schule sehen würde, welche mich sympathisch fand, denn nach dem Umzug, der uns nach Ludwigshafen führte, waren nur noch Jungen in meinen Schulen!

Und wenn ich heute einmal alleine bin, dann erscheint mir immer noch die Endstation der Linie 4 in Neuendorf, wo wir die Straßenbahn nach Koblenz bestiegen, und wo viele, die nach Koblenz wollten, gewartet hatten, und ich würde gern mit der Mitschülerin weiterkommen!

7. Ludwigshafen usw.

Aber wieder ging es weiter. Vater hatte eine Anstellung im Vermessungsamt Ludwigshafen gefunden, der Heimat des Bundeskanzlers Kohl. Ich muß nun zeigen, wie schwer es damals die kleine, so sportliche Dunja gehabt hätte, wenn sie mir damals begegnet wäre und mich hätte kennenlernen wollen. Der erste Gang mit den Eltern war zum Klassenlehrer, weil dieser schlug. Sie wollten das aber nicht.

Nun kam auf dem Schulhof der Teufel in Gestalt eines — weißen Striches. Zunächst konnte man davon als Neuling nichts ahnen. Ahnungslos ging ich drüber, wütend stellte mich ein freches, kleines Mädchen zu Rede: „Dieser Teil des Platzes ist nur für Mädchen. Ihr müßt drüber bleiben!“ Traurig ging ich zurück zu „meiner“ Hälfte.

Es gab nun in der Schule nur Jungen, die Mädchen gingen in die Nachbarschule, nur der Schulhof war für

6. Koblenz

Dann zogen wir nach Koblenz. Mit einem wackligen, hinten offenen Lieferwagen, dessen Ladefläche ein paar Habseligkeiten aufnahm, ging es über einen holprigen Feldweg. Nach einer nicht allzulangen Fahrt bogen wir vom Feldweg rechtwinklig zu einem 100 m weiter abgelegenen, mitten in Feldern gebauten Wohnhaus ab, das der Zufahrt seine einfache, glatte Hinterseite ohne jedes Fenster zulehrte. Dort hielten wir an.

Es war ein Vorort von Koblenz, Wallersheim.

Auf dem Gehöft, das ein Mittelding zwischen Bauernhaus und Einfamilienhaus war, konnten Vater, Mutter und ich einen separaten flachen Anbau mit Wohnküche und Schlafzimmer in Beschlag nehmen. Der Zugang war vom Hof aus. Die Schwester hingegen erhielt ein Einzelzimmer im ersten Stock des Hauptgebäudes, das man über eine steile Treppe betreten mußte. Ein kleines schräges Dachfenster gab Licht. Elke erhielt zum Wohnen und Schlafen eine Schlafcouch, die sie nachts als Bett, tagsüber als Sofa verwenden konnte.

Vormittags ging sie dann in eine kaufmännische Handelsschule. Als sichtbares Zeichen kam sie mit einer Schreibmaschine an und mußte von da an damit üben. Das tat sie allerdings nicht in ihrem Zimmer, sondern bei uns in der Wohnküche.

Ich bat auch darum, Schreibmaschine schreiben zu dürfen. Aber da — brach mir auf einmal der Zeilenschaltheben ab. Die Schwester verbot mir daraufhin das Schreiben und sagte, sie brauche die Maschine ja selbst.

Dafür ging Elke aber einmal mit mir ins Kino nach Neuendorf, wo ein kostenloser Werbefilm von Maggi lief.

Da sah ich zum erstenmal einen Film im Kino, wenn es auch nur ein kleines Dorfkino war, wie es sie heute längst nicht mehr gibt. Aber aus Langeweile war ich zufrieden!

Wenn man die Wohnküche betrat, dann sah man links einen Abwasch, ohne Fenster, daneben stand ein Tisch zum Kochen und hinten links ein Eßtisch mit Stühlen und einem Fenster; ganz hinten befand sich ein schmucker brauner, altdeutscher Küchenschrank. Rechts neben einem Bett wurde ein weißer Kohleherd aufgestellt.

Wie wir dazu kamen, will ich kurz beschreiben. Ein paar Tage nach unserem Einzug kam ein Lieferwagen und stellte einen nagelneuen, weiß emaillierten Kohleherd, wie er früher üblich war, mit Backröhre und offenen Kochplatten, auf dem Feld vor dem Zugangsweg zu unserem Haus auf. Bald bildete sich eine kleiner Schar von Kindern und Jugendlichen davor, welche ihn bestaunten. Meine Schwester war auch dabei. Plötzlich war ein junger Bursche, der auch dabei war, dreist und faste meine Schwester an den Arm. Sie schrie laut auf und machte einen gewaltigen Sprung zur Seite; offenbar wollte sie den Jungen nicht.

Der alte, damals neue Herd war Mutters Lieblingsstück, von ihm konnte sie sich nie trennen.

Die Eltern schafften als erstes einige Gegenstände des täglichen Gebrauchs an. Dazu gehörte ein Elektroofen und eine Kochplatte. Diese wurde neben den Ausguß gestellt. Von der Sitzecke aus hatte man einen schönen Blick auf freies Feld, wo ich gerne hinauschaute. Rechts von der Eingangstür ging die Tür zum Schlafzimmer auf. Das Fenster gleich rechts daneben zeigte zum Hof. Auf der anderen Seite des Schlafzimmers war noch ein Fenster, welches den Blick auf einen Obstgarten eröffnete.

Glasflugeln mehr. Besonders ärgerte mich, daß es keinen Schnee mehr gab. Das Wetter war dafür viel zu warm.

Der erste Junge, mit dem ich in der Heimat gerauft hatte, war weinend zu Boden gegangen. Der erste, der nun in Koblenz das gleiche versuchte, war einen Jahrgang stärker. Er freute sich schon darauf, wenn wir Schule aus hatten und erwartete mich vor seine Haustür. Dort legte er mich grinsend auf den harten, dreieckigen Gehsteig. Darauf war ich nicht sehr scharf und mußte nun einen noch weiteren Schulweg zurücklegen, um ihn nicht zu treffen. Dafür kann ich noch ein Beispiel der pruden, aber immerhin dort schon vorhandenen Koedukation anführen. Als nämlich die Sportstunde einmal auf den Bereich Ringen kam, wurden die Jungen von den Mädchen getrennt. Die Jungen mußten in die Turnhalle, die Mädchen spielten auf dem Rasen. Als die Reihe an mich kam, ließ ich mich wie einen Sack fallen, weil mich die für meine Begriffe nicht sehr richtigen Kampfpartner nicht interessierten. Ich war nämlich von der Heimat gewöhnt, nur mit Mädchen zu spielen. So konnte ich mich nicht erwärmen, die Jungen anzufassen und sie als Kampfgenossen zu nehmen. Was die kleinen, manchmal nicht so scheuen Mädchen da empfanden? Die durften nicht zusehen, sie machten einen ganz verwirrten Eindruck...

Die Flügeltüren zur Schule, die man vom Schulhof über eine große Freitreppe aus betrat, sehe ich manchmal im Traum; und die Arbeit an den wissenschaftlichen Theimen, die ich vorhabe, muß ich dann dort innerlich bearbeiten.

Einmal, wir waren in der Pause im Schulhof, strahlte mich auch ein Mädchen meiner Klasse an. Sie hatte ein

daß man zum Karneval nicht eine Tüte „Haumichblau“ in einer Drogerie verlangen sollte. Auch durfte man nicht „der heilige Sanft“ sagen, da lateinisch sanctus schon „heilig“ bedeutete. Mehr an Latein lernte ich aber noch nicht, obwohl ich daran große Freude gehabt hätte. Dafür bereitete mir unser neues deutsches Lesebuch Freude, da ich darin einen Abschnitt in Frakturschrift fand. Ich setzte mich an unser Fenster mit der schönen Aussicht und sah mir genau an, welche Buchstaben anders waren als bei der Antiqua, besonders das lange s.

Mutter wollte eine besonders gesunde Ernährung und bestellte „Köllnfloeken“, die ich als tägliches Frühstück mit Milch essen mußte. Außerdem abonnierte sie eine Sammelmappe von Zeitschriften und nahm die älteste Lieferung, so daß wir die Hefte behalten durften. Dabei war eine Jugendbeilage „Sternchen“, die mir besonders mit der Bildergeschichte „Jimmy das Gummipferd“ des Zeichners Roland Kohlsaas Freude machte.

Die kalte Jahreszeit kam, und die Hausbesitzer bauten für uns eine kleine Kabine vor unsere Haustür, damit die kalte Luft beim Betreten der Wohnung nicht so stark hineinziehen konnte. Denn die Wohnung hatte ja keinen Flur. So konnte man die neu davorgebaute Tür erst schließen, bevor man die Wohnküche betrat.

Die ersten Weihnachten im Westen waren etwas besorgniserregend und langweilig für mich. Ich hatte ja gar kein Spielzeug mehr! Vater hatte mir schon vorher einen kleinen Bagger mit einem Elektromagneten gekauft und meinte: „Das muß aber erstmal reichen.“ So bekam ich zu Weihnachten nichts zum Spielen, und die Tanne, die wir vor der Spüle in unserer Wohnküche aufstellten, war viel kleiner als früher in Thüringen und hatte keine

In diesem Schlafzimmer gab es ein Doppelbett und einen großen, hochglanzpolierten Kleiderschrank. Ich mußte in der Mitte zwischen den Eltern schlafen. Das machte mir aber nichts, da ich durch die längeren Fußmärsche, die ich zurücklegen mußte, müde war.

Wenn wir das Haus verließen, dann gab es in der Nähe in nördlicher Richtung ein Öllager, zu dem Tankzüge und Tanklastwagen unterwegs waren. Sie hatten die Aufschrift „Esso“. Da ich als kleines Kind den Namen meiner Schwester noch nicht hatte aussprechen können, und sie stattdessen „Esso“ genannt hatte, konnte ich nicht umhin, zu behaupten, es seien hier ihre Tankwagen.

Unsere kleine Wohnung war eigentlich für den Sohn des Besitzers des Gehöftes und dessen Frau gebaut worden, mit sehr dünnen Wänden, und ohne viel Raum. Aber weil das Paar offenbar Geld brauchte, zog es in das große Haus zu den Eltern und vermietete die Wohnung.

Der rechteckige Hof wurde auf der einen Seite vom Hauptgebäude, auf der gegenüberliegenden von dem Anbau meiner Eltern begrenzt, und verbunden waren die Teile durch eine Scheune, in deren Erdgeschoß sich ein Plumpsklo mit einem lustigen Herz an der Tür befand, sowie eine Waschküche, wo meine Schwester badete und dabei Dpernarien fang. Im Obergeschoß aber war ein Taubenschlag, den man nicht über eine Treppe, sondern nur über eine Leiter betreten konnte. Die Tauben waren das Steckpferd des Sohnes der schon älteren Hausbesitzer, welche für mich Großeltern waren. Und auch für die Kinder des Sohnes und seiner Frau. Das Paar hatte eine für mich ein Jahr jüngere Tochter und einen dreijährigen Sohn. Beide waren nett und brav, quälten nicht

und waren gute Spielgefährten. Das Mädchen hieß Barbro, und ich konnte mit ihr manches besprechen.

Ich versuchte ihr, den Unterschied zwischen Klein- und Großbuchstaben zu erklären, denn sie hatte bis jetzt nur letztere gehabt. Da ich mich aber nicht genug abstrakt ausdrücken konnte, verstand sie mich nicht, und ich schämte mich über meine Ungeschicklichkeit.

Einmal hatte Barbro ein ausführliches Gespräch mit unserer Postbotin, welche mit einem Leichtmotorrad ankam. Die Kleine wollte gerne versuchen, ob auch sie das Motorrad anlassen könnte. Erlaubt! und schon stand Barbro auf dem Pedal, wippte und hüpfte darauf herum, aber das rührte sich nicht, wollte nicht nach unten gehen. So sagte die Postbotin: „Bist noch zu leicht dafür“ und ließ den Motor selbst an.

Barbro mußte ich auch noch beibringen, daß man Sau-erampfer essen kann. Auf der Wiese vor unserem Schlafzimmer fand ich den und aß etwas vor den Augen des Mädchens. Sie tat es dann ebenso. Doch wie habe ich mich geärgert, als sie am nächsten Tag, etwas verschämt, von Durchfall berichtete. Oh je, erstmal konnte ich nicht mehr mit ihr spielen!

Es gabe außerdem einen großen Schäferhund mit Namen Seiba, welcher etwas links vor unserem Anbau an einer Hundehütte angeleint war, und welcher jeden Neuling mit lauten Bellen ärgerte. Weil er den ganzen Tag an seinem Platz bleiben mußte, war er so aggressiv. Ich ging ihm immer aus dem Weg. Meine Schwester jedoch, welche solche Tiere liebte, hatte sich nicht gefürchtet und es dadurch geschafft, Seiba streicheln zu dürfen. Auch Barbro, die von ihm einmal nur als Kind gebissen worden war, konnte das. Eine Katze gehörte auch zum Haus.

falls nicht zu.

In Koblenz wohnte auch eine Familie Goldhorn aus Czernowitz, wo wir einmal eingeladen waren. Als eine Tochter der Familie erfuhr, daß ich nichts zum Spielen hatte, schenkte sie mir — eine Puppenbadewanne von ihr. Obwohl Jungen eigentlich lieber mit Autos spielen, nahm ich das trotzdem an.

Mein Vater arbeitete zunächst auswärts bei Worms, wo er ein Zimmer hatte, fand aber dann in Koblenz Arbeit bei einer privaten Vermessungs-Firma, die ihn jedoch zu sehr beanspruchte. Er wollte lieber in einem staatlichen Amt arbeiten.

Ich hatte einen drei- bis viermal so langen Schulweg wie die katholischen Kinder. Trotzdem gab es eine kleine Aufmunterung, als ich den längeren Schulweg zurücklegte. Ich konnte nämlich die Straße zur Schule abkürzen. Es gab eine Abkürzung, einen reizenden schmalen Fußweg, der von der Straße abbog und über Hinterhöfe und Gärten zwischen den Häusern zur Schule Neuendorf führte. Auf diesem Weg sah ich eines Morgens herrliche leuchtend rote und gelbe Blumen in einem Beet, wie sie im rötlichen Licht der Morgen Sonne aufleuchteten. So etwas Schönes hatte ich noch nie in der Natur gesehen. Und so bemerkte ich, daß es neben den Pflichten, denen ich ungerne nachkam, viel schönere Dinge gab, viel schönere Dinge auch, die ich noch erwarten würde.

Der Unterricht war langweilig, aber frei von Angst. Wir hatten eine noch etwas jüngere Lehrerin namens Ilse Nagel. Einmal schaufelte mein Banknachbar mit seinem Pult und fiel auf mich drauf, so daß ich mit meinem Pult ebenfalls umfiel. Die Lehrerin war aber nicht zornig, sondern sagte nichts. Besonders gemerkt habe ich mir,

wurde, konnte die Bahn nur bis hierher fahren. Während wir einstiegen, drehte der Schaffner die Stange um, so daß wir Richtung Koblenz weiterfahren konnten. Wenn wir dann die eingleisige Strecke über die Balduinbrücke zum Plan fuhren, war ich ganz in meinem Element. Am „Plan“, einem schönen Platz, waren zum Glück noch einige alte Häuser übriggeblieben, und ich bestaunte die dort wartenden Straßenbahnen. Einmal, wir fuhren heim, konnte ich in der Straßenbahn ein Heft lesen, wo die Bildergeschichte „Oskar der Familienvater“ des Zeichners Geißler abgedruckt war. Dabei habe ich auch erfahren, daß er im Kriege seine Arme verloren hatte, was mich sehr erschreckte. Auch mein erstes „Fix-und-Fixi-Heft“, gekauft am „Plan“, begann ich unterwegs in der Linie 4.

Meine Mutter besuchte besonders gern die Festung Ehrenbreitstein. Von hier hatte man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt mit dem Zusammenfluß von Rhein und Mosel. Auch das „Deutsche Eck“, das leider die Kriegszeit noch nicht überwunden hatte — ohne Kaiser war es sehr traurig anzusehen — besuchten wir.

Vom Bahnhof Ehrenbreitstein gab es auch rechtsrheinische Straßenbahnlinien, u. a. die Linie 9 nach Arenberg, die ich in der Ferne mit einem roten Dachzeichen sah. Zu gerne wäre ich damit gefahren! Sie mußte eine ganz abenteuerlich steile Strecke hinaufklimmen. Wie schade, daß die Koblenzer Straßenbahn Vergangenheit ist!

Vom Koblenzer Hauptbahnhof fuhr unsere Familie einmal mit der Straßenbahn nach Kapellen-Stolzenfels, wo meine Mutter die Burg besonders genoß. In der Nähe des Hauptbahnhofs beeindruckte mich noch besonders eine Brunnenfigur in Gestalt eines Knaben, welcher in aller Öffentlichkeit pinkelte. Das traute ich mir jeden-

Ort war sie im Hauptgebäude, und manchmal stolzierte sie im Hof herum.

Einmal, ich war den Umgang mit Tieren nicht gewohnt, bemerkte ich, wie sie jämmerlich miauend am oberen Rand einer Regentonne, die ganz am Anfang des Grundstücks neben dem Hauptgebäude stand, herumlief. Sie wollte offenbar an das Wasser, traute sich aber nicht, aus Angst, hineinzufallen. Ich suchte schnell eine kleine Schale, füllte sie mit Wasser und stellte sie ihr hin. Sie trank gierig.

Leider war ihr Leben nicht von langer Dauer. Einmal hatte sie nämlich ihrer Eier nach einer Taube zu stark nachgegeben, war in den Taubenschlag gestiegen und hatte dort eines der Zuchttiere erbeutet. Daraufhin erschlug der Ehemann die Kaze, und ich erinnere mich, wie seine alte Mutter einen Tag lang mit geröteten Augen herumging.

Öfter war ich auch in trüber Stimmung, wohl wegen der fehlenden Heimat. Die erste Fahrt mit der altmodischen Koblenzer Straßenbahn war aber eine gewisse Entschädigung. Mein erstes großes Unglück kam: Die Eltern mußten mich neu in der Schule in Koblenz-Wallersheim, wo wir privat untergekommen waren, anmelden. Sie wollten dabei den Schulleiter kennenlernen, nahmen Kontakt zu ihm auf, und es wurde uns ein Termin bei ihm zu Hause, für Hamburger Verhältnisse undenkbar, gegeben. Als wir die ersten Worte gewechselt hatten, nahm die Sache eine lächerliche, seltsame Wendung: Der Schulleiter fragte, ob wir katholisch seien. Als die Eltern verneinten, meinte er: „Dann sind Sie leider falsch bei mir. Die nächste Schule für evangelische Schüler ist im weiter entfernten Neuendorf.“ So mußten wir nach einigen Worten des Bedauerns, was ich als große Ungerechtigkeit des

Staates gegenüber mir empfand, den Besuch beim falschen Schulleiter abbrechen.

So kam es, daß ich den drei- bis vierfachen Schulweg auf mich nehmen mußte, und zudem mit einem schweren pädagogischen Problem kämpfen mußte: der Unterricht in der weiter entfernten Schule wurde nämlich für die evangelischen Kinder der Klassen eins bis vier in einem einzigen Klassenzimmer zur gleichen Zeit abgehalten.

Unsere Wirtsfamilie hatte das Problem bei ihrer sechszehnjährigen Tochter so gelöst, daß sie das Mädchen umtaufen ließ, nur wegen des kürzeren Schulweges!

An ihrer Schule gingen wir vorbei, wenn wir Lebensmittel einkauften. Manchmal sehe ich das schmucke, etwas verzierte Gebäude immer noch im Geiste, wenn ich an eine Partnerin denke.

In Wallersheim gab es damals auch noch Bauern mit Pferdewagen, und so gelang es mir einmal, einem Bauernwagen, der mit zwei Pferden bespannt war, hinterherzulaufen. Zum meinem Erstaunen waren die Pferde aber viel zu schnell, so daß ich nicht hinterherkam.

Es gab ein Kramwarengeschäft „Hase“ in Wallersheim, wo auch die Poststelle war. Einmal mußten wir Geschwister dort ein Telegramm an Vater aufgeben, weil Mutter mit Lungenentzündung im Bett lag. Das war der für mich unangenehmste Tag in Koblenz. Doch Mutter erholte sich bald wieder. Es war aber auch kein Wunder, da die Heizung zu gering war.

Eines Tages, es war Sonntag, hatte Familie Hase geöffnet, und Mutter dachte, das sei normal im Westen und wollte hoch erfreut etwas kaufen. Die Öffnung war aber nur wegen der Poststelle. So sagte Herr Hase: „Ich gebe ihnen ja gern, aber ich darf eigentlich nicht.“ Aber

dann drückte er, glaube ich, noch ein Auge zu.

Wenn man das Zimmer meiner Schwester betreten wollte, so mußte man durch die Diele der alten Leute. Rechts vom Eingang stand dort auf einer Kommode eine gläserne „ewige Uhr“ mit ständig hin- und herschwingenden Kugeln. Sie beobachtete ich damals fasziniert, als ich davorstand, und ihr Anblick kommt mit heute noch in den Sinn, wenn ich die Zeit betrachte, die ich hier erlebt habe.

Ein technisches Meisterwerk interessierte mich besonders, nämlich die Wasserversorgung des Anwesens. Da der Anschluß an die städtische Wasserleitung zu teuer gewesen war, befand sich hinter dem Haus, zum Garten hin, ein Brunnen, der mit einer elektrischen Pumpe versehen war. Diese schaltete sich ab und zu ein und pumpte das Wasser in einen Vorratsbehälter, der gleich hinter dem Eingang des Kellers stand.

Eines Tages wollte ich mit Barbro im Garten spielen, und wir hatten uns jeweils eine Hacke mit langem Stiel aus dem Keller geholt. Ich hoffte, den Hausbesitzern damit eine kleine Freude machen zu können, denn der Garten würde dann schöner sein. Aber das Gegenteil geschah: Die Großmutter kam auf uns wie ein Drachen losgeschossen und riß uns, ohne ein Wort zu sagen, mit schwerverzerrtem Gesicht die Hacken aus den Händen. Sprachlos blickten wir sie an, und da kam ich darauf, daß heute Karfreitag war! An diesem Tage durfte man nach Meinung dieser Frau offenbar nicht „arbeiten“.

Gern fuhr ich aber mit den Eltern in die Stadt, besonders mit der Linie 4 von Neuendorf aus. Ich entsinne mich noch eines großen, schmiedeeisernen Ziergitters, an dem wir warten mußten, bis der zweiachsige kleine Triebwagen kam. Da dahinter die Straße immer schmaler